

# ORIENTIERUNG

*Katholische Blätter für weltanschauliche Information*

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 18

14. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 30. September 1950

## **INHALT: Dämonischer Protest.**

Zur Dogmatik Emil Brunners: Stellungnahme (Fortsetzung): Einzelergebnisse — Schöpfungslehre — Geschlechtlichkeit — Polygenismus — Erbsünde — Jungfräuliche Geburt Jesu — Zusammenfassung.

Feinde des totalitären Systems: Notwendigkeit der Elite - und kritisches Denken — Appell an die Instinkte — Gesetz der Technik und Freiheit.

Die drei Phasen jüdischer Frömmigkeit: Gesetz und Kult des Pentateuch — Rabbinische Gesetzesreligion des Talmud — Kabbalah und Chassidismus.

Ex Urbe et Orbe: Ende oder Wende der deutschen Katholikentage — Die Vorgeschichte — Die «enthaltssame» Vertretertagung — Die «barocke» Feier in Passau.

Notiz.

Buchbesprechungen: Sawicki — Brunner A. — Hessen — Schleyer — Lumen Vitae.

## **Dämonischer Protest**

Das Stück heisst «Die Gerechten»<sup>1</sup>. Tatsächlich ist auch Gerechtigkeit immer wieder das Thema, über das diskutiert wird, das Ziel, das man verwirklichen möchte. Gerechtigkeit, wie soll sie möglich werden? Kann man sie nur durch Gewalt und Terror erreichen? Muss man wirklich zum Mörder werden, um eine gerechte Ordnung realisieren zu können? Geht es nur auf dem Umweg über grauenvollste Ungerechtigkeiten, dass eine Zukunft ersteht in der allen, wirklich allen, Gerechtigkeit zuteil werden kann? Diese Probleme werden bei Camus nackt und messerscharf gestellt und fordern rasche Entscheidung. Denn monatelang wurde gearbeitet, während Jahren hat sich die «Organisation» darauf vorbereitet. Soll jetzt gerade, da man der «Gerechtigkeit» einen Schritt näher kommen könnte, alles umsonst gewesen sein? Weil man plötzlich die Folgen ganz anders sieht, konkreter, greifbarer... weil man spürt, wie unabsehbare Ströme von Blut fliessen müssen (auch das Blut von unschuldigen Kindern), um einen neuen Morgen der Gerechtigkeit herauf zu führen? Soll man jetzt im letzten Augenblick schwach werden und um der Menschlichkeit willen auf die Reinheit der Idee, auf die wahre Gerechtigkeit verzichten?

Darauf gibt das Stück keine Antwort. Die Tat aber wird vollzogen. Die Bombe, die den Grossfürsten tötet, wird geworfen. Der Mörder bereut nicht, und seine Kameraden bekennen sich zu seiner Tat und sind bereit, sie fortzusetzen.

Was also bleibt? Die Gerechtigkeit ist nicht nur problematisch, sie erscheint als unmöglich. Was bleibt ist: der Protest. Das Nein nicht nur zur gegenwärtigen ungerechten Sozialordnung, sondern das tiefere Nein, das abgrundtiefe Nein zur Weltordnung überhaupt, weil Gerechtigkeit in ihr nicht möglich ist, weil es immer Unterdrückte und Leidende geben wird. Darum sagt Kalajew, der die Bombe geworfen hat, in seiner grossen Prozessrede: «Der Tod wird der Höhepunkt meines Protestes (ma suprême protestation) sein gegen eine Welt der Tränen und des Blutes» (S. 161 franz. Ausgabe). So werden «die Gerechten» zu Protestierenden, zu Verneinern — zu den grossen Neinsagern.

Das Thema ist nicht neu. Hinter diesen «Gerechten» philosophiert und ballt die Faust Iwan aus den «Brüdern Karamasoff», Iwan, der Gott die Eintrittskarte zurückgibt, weil er eine Weltordnung, in der das Leiden einen Platz hat, nicht akzeptieren kann. Und noch weiter hinten steht der mit dem roten Wams und dem schwarzen Mantel — Mephisto, der «alles herzlich schlecht findet» auf dieser Erde, der darum zum Geiste wird, «der stets verneint» und das «leere Nichts liebt»... Raisonneur und Protestierender von Beruf. Das entschiedene Nein, die erhobene Faust, der grosse Protest: Ist das notwendig das Ende der Gerechten?

Natürlich gibt es Menschen, die lächelnd über alle dunklen Stellen dieser Welt ins Licht blicken. Menschen auch, die zwar mit blutendem Herzen aber in Geduld ausharren und gläubig vertrauend warten und hoffen. Es gibt diese Menschen und sie können auch einmal protestieren. Aber ihr Protest kommt aus der Liebe, weil ihnen an der Welt und den Menschen liegt, weil sie so innig an ihnen hängen, dass sie diese so schön und gut als nur immer möglich sehen möchten. Darum bleibt ihr Protest auch in den Grenzen der menschlichen Möglichkeiten. In den «Gerechten» selbst sagt die Revolutionärin Dora einmal: «Wenn die einzige Lösung der Tod ist (durch Terror), dann sind wir nicht auf dem rechten Weg. Der rechte Weg führt zum Leben.» Und jener selbst, der die Bombe wirft, ist einer, der anfangs aus Liebe protestiert, der es darum nicht über sich bringt, die Tat zu vollziehen, wenn auch unschuldige Kinder dabei ihr Leben verlieren. Aber er macht eine Wandlung durch. Die Idee der Gerechtigkeit gewinnt für ihn jenen magischen Glanz, der die Liebe überschattet, und ihn zum verquälten und verkrampten Proteste an der Welt selbst verleitet. Damit steht er auf der anderen Seite, bei jenen, die nicht irgendeine Gerechtigkeit wollen, nicht nur eine irgendwie bessere Ordnung. Sie fordern die absolute Gerechtigkeit, die makellos ist.

Kann man denn die Gerechtigkeit in Stücken besitzen? Entweder ist eine Sache gemäss den Normen und sittlichen Massstäben richtig und in Ordnung — oder es fehlen auch nur einige Grade dazu, und schon ist das Ganze verdorben, die Freude dahin. Ein kleiner Fleck auf dem weissen Kleide und

<sup>1</sup>) «Die Gerechten» von Camus, deutschsprachige Aufführung in Zürich, 1950.

man kann es nicht mehr tragen noch anschauen. Die «Gerechten» von Camus — das offenbart jene erzählte Legende vom heiligen Dimitri — sind vom Radikalismus der Gerechtigkeit besessen, auch sie kommen zu spät zum Rendez-vous mit Gott, «weil es immer noch Karren hat, die im Schmutze stecken geblieben sind, und zuviele Brüder, denen man helfen muss». Damit ist jener Punkt erreicht, wo das psychologische Mikroskop zwar noch wahrnehmen kann, wo aber die psychologischen Kategorien zur Deutung nicht mehr genügen. Es ist der Punkt, wo das Dämonische beginnt, jene Dämonie, die die menschlichen Grenzen nicht mehr anerkennen will, jener tiefböse Drang, der dem Menschen Attribute Gottes zuschreiben will, vor allem die göttliche Absolutheit. Dieser Zug zum Absoluten, zur Verabsolutierung, zur «Reinheit der Idee» (so nennt es Kaliajew) fordert den Protest gegen alle Halbheiten, gegen alle Schwachen und Geduldigen, gegen alle Menschlichkeiten. Die Dämonie des Absoluten, der absoluten Gerechtigkeit endet notwendig in der Dämonie des Protestes gegen den, der eine Weltordnung mit nur relativer Gerechtigkeit zulässt, der ihr jahrtausendlang schweigend zuschaut und alles geschehen lässt. Es ist zutiefst ein Protest jenes Stolzes, der keine Unvollkommenheiten bejahren mag, der alles Relative verabscheut und alle absoluten Vollkommenheiten Gottes schon in der Welt verwirklicht sehen möchte: «Ihr werdet sein wie Gott.» Die Revolutionärin des Stückes spürt das genau: «Wir haben das Elend der Welt auf uns genommen. Welcher Mut! Aber manchmal sage ich mir, dass es ein Stolz ist, der bestraft wird.» Diese Dämonie der Verabsolutierung ruft die Kräfte der Zerstörung auf den Plan. Der Protest gegen jede Ungerechtigkeit führt zur grösseren Ungerechtigkeit bis zur Unmenschlichkeit: «Ihr seid keine Menschen mehr», erklärt die gleiche Frau. Fremdes Leben wird wertlos und mit mechanischer Selbstverständlichkeit für die Idee geopfert — damit aber wird auch das eigene Leben von innen heraus zerstört. . . Die Frau erkennt das, aber sie selbst wird durch den Tod des Geliebten von der Dämonie erfasst und bereit, die nächste Bombe zu werfen. Da fragt sie: «Bin ich jetzt noch eine Frau?» Sie ist es nicht mehr. Die Blicke und das betretene Schweigen der Kameraden geben Antwort. Sie hat sich selbst aufgegeben und verloren. Etwas Fremdes treibt sie nun. Die Dämonie des Protestes. Ihre Persönlichkeit ist tot, ihr Menschliches verstummt, fortan wird «alles leichter werden» für sie, ihr Gewissen schweigt, die Dämonie des Menschen-Automaten beginnt das zerstörende Werk des grossen Nein, des Protestes.

\* \* \*

Man könnte diese Erörterungen den Literaten, Psychologen und Theologen überlassen, wenn nicht gerade bei diesem Thema die Bretter die Welt bedeuteten. Die Haltung des dämonischen Protestes auf Grund einer absoluten Gerechtigkeitsforderung wirkt sich am verhängnisvollsten im Leben der Völker aus. Der Protest zieht sich durch die ganze Weltgeschichte hindurch und hängt wie ein Bleigewicht an allen Jahrhunderten: Vernehmbar ist dieser Protest vielleicht am stärksten im religiösen Bereich. Walter Nigg hat letztes Jahr in seinem Buche «Die Ketzler» diesen grossen Protestierenden ein Denkmal errichtet, jenen häretischen Aussenseitern, die in den letzten zwei Jahrtausenden ihren flammenden Protest gegen religiöse und kirchliche Ordnungen in Wort und Tat schleuderten. Dass es dabei nicht bloss um pathologische Querulanten oder rechtshaberische und engstirnige Sektierer geht, wurde in dieser Zeitschrift schon hervorgehoben (vgl. Orientierung 1950, Nr. 6: «Es muss auch Ketzereien geben»). Es sind vielmehr Menschen, die zwar bereit sind, für die «Reinheit ihrer Idee» alle Demütigungen und selbst das Martyrium auf sich zu nehmen, die aber nicht die demutvolle Beugung vor der konkreten geschichtlichen Wirklichkeit und vor jenem zentralen Ereignis der Menschwerdung Gottes mitten in dieser sehr unvollkommenen Welt zu leisten vermögen. — Nigg hat aber in einem früheren Werke, «Das ewige Reich», noch auf einen zweiten Typ dieser

kompromisslos-fanatischen Kämpfer hingewiesen: Auf den politischen. Er sieht unseres Erachtens mit Recht im Kommunismus eine letzte Form jener übersteigerten, ungeduldigen Reichs-Erwartung, die ein messianisches Zeitalter der absoluten Gerechtigkeit herbeisehnt und darum den radikalen Protest gegen alle bisherigen historischen Formen der menschlichen Gemeinschaft schleudert. Die Dämonie aber offenbart sich dabei mit unerbittlicher Konsequenz in der grauenhaften Zerstörung von Millionen von Menschenleben. Es ist wie eine Art dämonischer Besessenheit, die diese grossen Nein-Sager überfallen hat. In immer neuen inquisitorischen «Säuberungen» soll die absolute Reinheit und Linientreue des Systems erreicht werden (wobei wir gar nicht an die kleinlich-persönlichen Rivalitäten und Rachegelegenheiten denken wollen, die oft genug im Hintergrunde dieser Säuberungsprozesse stehen).

Und ähnlich beweist sich diese neue «Gerechtigkeit» auf internationalem Boden. Im Laufe der letzten Sitzungen des Sicherheitsrates hat die Sowjetunion ihr 25. Veto eingelegt. Es kam nicht mehr überraschend. Man hat sich längst daran gewöhnt, dass Moskau nein sagt, wenn die anderen ja sagen. Früher ging jeweils eine Woge der Enttäuschung, des Unmutes und der Erbitterung hoch, wenn Molotoff oder Wyschinski oder Malik ihr Veto einlegten. Man empfand dies Verhalten als unbegreiflich, man suchte es zu erklären aus dem nicht ganz unbegründeten Misstrauen des Ostens gegen den Westen, man legte es schliesslich aus als diplomatische Waffe, mit der Moskau grössere Konzessionen erreichen wolle. Heute erkennt man, dass alle diese Deutungen ungenügend sind. Das Veto ist nicht ein Nein, das im Spiel der Weltmächte von Fall zu Fall, je nachdem ausgesprochen wird, sondern das systematische Nein, das vom kompromisslos-kommunistischen Standpunkte aus die einzig richtige und notwendige Antwort auf alle wichtigeren Vorschläge der westlichen Welt ist. Wo immer die westlichen Völker Vorschläge zur Befriedigung und zur Einigung, zum Aufbau und zur Neuordnung der Welt machen, da kann die Sowjetunion nicht anders als nein sagen. Denn sie hat eine andere Grundkonzeption in allen diesen Fragen. Der Grundriss, nach dem sie die Welt aufbauen will, ist völlig verschieden von jenem, auf den man sich jeweils nach langen Beratungen in London, Paris und New York notdürftig einigt. Warum ist man so wenig bereit, dies zu sehen und zu begreifen, dass Moskau nicht anders kann, wenn es nicht sich selbst preisgeben will, wenn es nicht verzichten soll auf sein Programm, die kommunistische Weltordnung? Die Kluft zwischen den zwei Welten des Westens und des Ostens ist nun einmal so gut wie unüberbrückbar — jede Konferenz und jeder Zusammentritt der UNO und des Sicherheitsrates beweist diese Tatsache nur immer klarer. Man kann zwei grundverschiedene Systeme, von denen das eine den Primat der menschlichen Person, ihre Würde, Freiheit und Geistigkeit anzuerkennen sich müht, während das andere gerade diese Werte liquidiert und die bessere Zukunft von der Diktatur des Proletariates und der materialistischen Weltauffassung erwartet, nicht auf einen Nenner bringen. Das ist unmöglich. Und selbst ein Modus vivendi ist so gut wie ausgeschlossen, wenn die innere Dynamik das eine System zwingt, seine Lebensweise anderen Völkern mit Gewalt aufzuzwingen, weil es sich sonst im eigenen Bereich nicht zu halten vermag. Man kann ein System, das das Wesen der Menschennatur nicht anerkennt, nur durch immer neue Unmenschlichkeiten am Leben erhalten. Es ist ein System, in dem der dämonische Protest sich verzweifelt inkarnieren möchte, ohne dass dies je restlos möglich sein kann.

Die Gerechtigkeit ist eine grosse Sache. Wo sie aber zum blossen Protest des Menschen gegen jede nur relativ gute Ordnung wird, wo sie von der Dämonie einer absoluten Gerechtigkeit besessen ist, da wird sie notwendig zur grossen Zerstörerin. Der Mensch hat nicht das Recht, ein grosses Nein zu sagen, wo Gott ein grösseres Ja gesprochen hat.

J. Rudin.

# Zur Dogmatik Emil Brunners

## II. Stellungnahme<sup>1)</sup>

### 2. Einzelergebnisse

In der Lehre von Schöpfung und Sündenfall betont Brunner neben einigen richtigen und wichtigen Erkenntnissen auch seltsame Dinge. Dahin gehört das Kapitel über die geschlechtliche Polarität. «Weil Gott Liebe ist, weil in Gottes Wesen selbst Gemeinschaft ist, darum muss der Mensch als ein lieben Könnender, also als ein Menschenpaar geschaffen werden. Er kann sein Wesen nicht realisieren ohne den andern. Seine Bestimmung ist Gemeinschaft in Liebe» (76). Der Mensch ist, nach Brunner, somit nicht vollkommenes Abbild Gottes ausserhalb der geschlechtlichen Liebe. Dann ist aber nicht recht einzusehen, warum im Vollendungsstadium des Jenseits, wo die Menschen doch in vollkommenster Weise Abbild Gottes sind, die Verbindung der Geschlechter zur Einheit wegfällt, «neque nubent, neque nubentur». Und es ist weiterhin nicht zu ersehen, warum dann Christus, der auch als Mensch das vollkommenste Abbild Gottes ist, ehelos lebt. Es müsste ihm, nach Brunner, etwas vom Abbild-Charakter fehlen. Er kann «sein Wesen nicht realisieren». Von hier aus, vom ehelosen aber vollkommensten Abbild Gottes in Jesus, dessen Liebe «ungeteilt» (1 Kor. 7, 33) dem Vater im Himmel gehört, leitet sich die katholische Lehre vom Coelibat ab, von der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen. Gerade hier müsste Brunner, wenn er seinen Prinzipien getreu bleibt, nicht vom Alten, sondern vom Neuen Testament ausgehen und somit von Christus her die höhere und grössere Liebe in der ausschliesslichen und ungeteilten Hingabe an Gott erkennen, also in der ehelosen Liebe Christi und derer, die in besonderer Weise in seiner Nachfolge stehen. Die Ehe und die geschlechtliche Liebe ist nach dem Epheserbrief Symbol der geistigen Gemeinschaft zwischen Christus und der Kirche. Der Priester, der die Funktion Christi weiterführt hat darum als einzige Sponsa die Ekklesia und diejenigen, deren einzige Liebe auf Christus gerichtet ist, repräsentieren gerade in ihrer Ehelosigkeit am vollkommensten die Ekklesia als Braut Christi.

Immer wieder betont Brunner, und zwar in häufigen, teils ironischen, teils ressentimentgeladenen Ausdrücken, dass «Adam im Paradies» eine Unmöglichkeit sei, dass also die Schöpfungslehre der Bibel den Adam-Mythus ersetzen müsse durch die Erkenntnis der modernen Entwicklungslehre. Adam ist für Brunner kein historisches Faktum, dementsprechend auch nicht sein Sündenfall, sondern Adam ist jeder Mensch und sein Sündigen.

Vorerst ist nicht einzusehen, warum die Entwicklungslehre die Historizität eines ersten Menschen zwingend ausschliesse. Warum sollte es nicht möglich sein dass der Schöpfer, nachdem in ungeheuren Entwicklungsstufen und -Stadien der tierische Leib so weit vorbereitet war, dass er als Aufnahmegefäss für eine geistige Seele in Frage kam, zuerst einem einzelnen und einzigen tierischen Individuum dieses geistige Lebensprinzip, die Seele als «Odem des Lebens» eingehaucht hat? Die Seele entsteht nicht durch Entwicklung, sondern ist ein schöpferischer Akt des Geistes Gottes. Die Entwicklungslehre schliesst somit keineswegs aus, dass ein erster derartiger Schöpfungsakt Gottes eine Einzelseele mit einem Einzel-Tierleib verbunden hat. Ob das eine halbe Million Jahre, oder mehr oder weniger zurückliegt, besagt über den Vorgang als solchen überhaupt nichts. Dazu kommt ein Weiteres. Das Entscheidende liegt in der Schuldverbundenheit Aller in dem Einem. Aus der paulinischen Parallele Adam-Christus wird das deutlich. Wir haben alle durch den einen Christus die Gnade und

das neue Leben. Und das gilt sogar für diejenigen, die zeitlich vor Christus waren. Auch sie erlangen das Heil nur durch den einen Christus. So haben alle Menschen durch den einen Adam den Verlust der Gnade und das Verhaftetsein in Schuld und Sünde. Biologische Erkenntnisse und Ergebnisse der Entwicklungslehre sagen nichts aus gegen das Wesen der biblischen Lehre. So wie nach der Heilsordnung Gottes Christus das Haupt der neuen Menschheit ist, so ist Adam das Haupt der alten gefallenen Menschheit. Er ist durch Gottes positive Anordnung das verantwortliche Haupt der Menschheit gewesen, bis Christus als das neue Haupt erschien.

Es ist nicht zu bestreiten, dass der Bibeltext des Römerbriefes die numerische Einheit Adams betont: «Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen. — Durch des Einen Uebertretung sind die Vielen gestorben. — Das Urteil führte von dem Einem zur Verurteilung. — Infolge der Uebertretung des Einem ist der Tod durch den Einem zur Herrschaft gekommen. — Durch eines Einzigen Uebertretung sind alle Menschen zur Verurteilung gekommen. — Durch den Ungehorsam des einen Menschen sind die Vielen zu Sündern geworden» (Röm. 5). Wir kommen also, wenn wir von der Bibel ausgehen, nicht um die Tatsache herum, dass es sich um die numerische Einheit handelt. Sonst fällt die paulinische Parallele zu Christus völlig dahin.

Daraus ergibt sich ein Zweites: die Frage der Erbsünde. Das deutsche Wort klingt etwas irreführend. In der Sprache der Theologie handelt es sich nicht so sehr um ein peccatum hereditarium, als um ein peccatum originale, und zwar sowohl originans wie originatum. Neben der persönlichen Sünde der Einzelnen gibt es eine Schuld, die ihre origo in der Sünde Adams hat und die nicht der Person, sondern der Natur anhaftet. Sie ist nicht ein Akt, sonst müsste sie personal sein, sondern sie ist ein Zustand und besagt, dass die menschliche Natur nicht in der seinshaften Gottverbundenheit der Gnade steht, in der sie nach Gottes Plan stehen sollte. Die Einheit dieser Schuld beruht einerseits in der Einheit der menschlichen Natur und andererseits in der Solidarität aller Menschen. Es gibt den Begriff Menschheit als kollektive Einheit. Diese kollektive Einheit mit dem von Gott bestellten Haupt Adam sündigt in diesem und ist darum gefallenes Kollektiv. Aus dem corpus mysticum peccati ist durch Gottes Gnade das corpus mysticum Christi geworden. Das mystische Element ist die Verbundenheit zur Einheit in einem Haupt.

Die Erbsündenlehre beruht keineswegs nur auf der falschen Uebersetzung «in quo omnes peccaverunt», sondern beruht in der Parallele Adam-Christus. Der Text des Römerbriefes wird aufgelöst und ausgehöhlt, wenn Adam nur der Typus der andern Menschen und ihres Sündigens ist. Er ist typos tou melontos, das heisst Gegenbild des kommenden Christus, nicht des kommenden Menschen. Mit einer Geringschätzung des Geschlechtslebens hat die traditionelle Erbsündenlehre nichts zu tun, sonst könnte die Ehe in der Kirche nicht als Sakrament gelten. Die augustinische Lehre ist keineswegs die katholische Lehre schlechthin. Brunner ist in seiner Darstellung des Sündenfalls und der Erbsünde nicht biblisch, sondern er entkräftet die Bibel auf Grund einer Weltanschauung, die er sich von Naturwissenschaft und Geschichte her gebildet hat.

Unbiblisch ist auch die Ablehnung der jungfräulichen Geburt Jesu aus Maria. Es ist seltsam, wie leidenschaftlich Brunner gegen diese doch so klare und nicht wegzudisputierende Lehre der Bibel zu Felde zieht.

Er konstruiert einen Widerspruch zwischen Johannes und Paulus einerseits und den Berichten des Matthäus und Lukas andererseits. Johannes und Paulus berichten, nach Brunner, die Menschwerdung des ewigen Gottessohnes, setzen also die

<sup>1)</sup> Vgl. «Orientierung» Nrn. 16 u. 17.

Präexistenz voraus. Matthäus und Lukas dagegen berichten keineswegs etwa das Wie dieser Menschwerdung, sondern die «Entstehung der Person Jesu Christi» (416), «die Erzeugung der Person des Erlösers, und nicht die Menschwerdung des ewigen Gottessohnes» (417). Lukas und Matthäus wissen noch nichts von einem «ewigen Sohn» (416). Es ist darum «nicht ganz unwahrscheinlich, dass der Johanneische Prolog sich bewusst in Gegensatz zur Lehre von der jungfräulichen Geburt stellt» (417). Da aber die Kirche eine Entstehung der Person Jesu nicht annehmen kann, weil die Person der Logos ist, muss sie die Berichte des Matthäus und Lukas so lange umdeuten, bis sie nicht mehr im Widerspruch zu Johannes und Paulus stehen. Diese Behauptung Brunners ist völlig unbegründet. Wenn ein Evangelist etwas nicht sagt, folgt doch daraus nicht, dass er es leugnet. Die Präexistenz wird bei Matthäus und Lukas vorausgesetzt und das Wie der Menschwerdung dargestellt. Bei Lukas wird zweimal gesagt, dass der Sohn, den Maria empfangen wird, Sohn des Allerhöchsten und Sohn Gottes genannt wird. Warum soll darin eine Präexistenz ausgeschlossen sein? Ist sie nicht viel mehr implizit darin enthalten? Zum mindesten besteht doch hier kein Gegensatz und kein Widerspruch. Es ist infolgedessen auch keinerlei Umdeutung notwendig, sondern beide Berichte ergänzen sich. Der Johannes-Prolog und die Paulus-Texte reden von der Tatsache, dass der ewige Logos Fleisch geworden ist. Matthäus und Lukas berichten die Art und Weise der Erzeugung des Logos seiner menschlichen Natur nach. Ausserdem wäre im Grunde genommen gar nicht begründet, dass ein Messias, der nicht als Sohn Gottes sondern nur als Mensch betrachtet würde, ohne Zeugung durch einen menschlichen Vater empfangen und jungfräulich geboren würde. Ist dagegen dieser Messias prä-existent und wirklicher Sohn Gottes, dann freilich und dann erst ist verständlich, dass er als Gottessohn auch in seiner Menschheit nicht aus einem irdischen Vater gezeugt wird.

Brunner bringt als zweites Argument die Behauptung, ein vaterlos Gezeugter sei nicht wahrer Mensch. Es fehle ihm zum vollen Menschen das Wesentlichste, dass er geboren ist wie wir andern Menschen (419). Das ist offenkundig eine Fehlbehauptung. Denn zum Mensch-Sein wie alle andern gehört nicht wesentlich das Mensch-Werden wie alle andern. Christus kann die volle und ganze Menschennatur haben, auch wenn er diese auf anderem Weg empfangen hat als wir. Brunner ist selbst unangenehm von der Tatsache berührt, dass die Lehre von der Jungfrauengeburt «durch ihre Aufnahme in das sogenannte Apostolische Glaubensbekenntnis zu einem Teil der kirchlichen Lehrnorm wurde und fortan als selbstverständlicher Bestandteil der kirchlichen Verkündigung und Lehre galt» (419). Wie ist aber diese Lehre in die ältesten Symbole gekommen, wenn bei Johannes und Paulus das Gegenteil steht? Brunner weiss dafür im Grunde genommen keine Erklärung.

Wenn er behauptet, es sei für einen gewissenhaften Historiker schwer, die geschichtliche Glaubwürdigkeit dieser Tradition anzunehmen (420), so weist Karl Barth mit Recht darauf hin, dass dann aus gleichen Gründen auch die historische Glaubwürdigkeit der Menschwerdung, der Wunder, der Auferstehung usw. in Frage gestellt werden müsse (Dogmatik I, 2 S. 201). Es zeigt sich hier wiederum, dass Brunner kein objektives Kriterium hat, nach welchem er die einen Berichte des Evangeliums annimmt und die andern ablehnt. Der Hintergrund hinter seinen Vordergründen wird aber sichtbar, wenn er betont, dass eben die Jungfrauengeburt «eine Hauptstütze der Marienverehrung geworden ist» (420). Gegen Barth und Berdjajew betont Brunner, dass er eben der Jungfrauenverehrung den Boden entziehe. Brunner sieht mit Recht, dass aus der Tatsache der Jungfrauengeburt auch eine Jungfrauenverehrung erfolgt. Nun ist aber die erste biblisch bezeugt, folglich ist auch die Marienverehrung nicht «der Bibel vollkommen fremd» (420), sondern gut biblisch. Das marianische Element ist in der Bibel viel stärker verwurzelt als man

vielfach annimmt. Nur ein paar Andeutungen: Schon in der Genesis steht neben Adam Eva, mit dem Hinweis, dass auch neben dem neuen Adam eine neue Eva stehen wird. Denn ihr Same, nicht sein Same, wird der Schlange den Kopf zertreten. Das Weib wird also im messianischen Reich eine besondere Bedeutung haben. Gewiss ist die Kirche die Sponsa Christi und ist auch die Kirche die «Mutter aller Lebendigen». Aber diese Kirche hat im Neuen Testament als sponsa und mater ihren sichtbaren Ausdruck in Maria. Maria gibt bei der Verkündigung durch ihr fiat das Jawort der Kreatur, damit wie beim Anfang des Sündigens, so auch beim Anfang des Heiles das Weib sichtbar wird. Beim Bericht über die Hochzeit von Kana lässt Johannes in der ihm eigenen Art durchschimmern, dass es nicht nur um eine irdische Hochzeitsfeier geht, sondern dass zugleich vom connubium Christi mit der ecclesia gehandelt wird. Nicht umsonst wird betont, dass Christus mit seinen ersten Jüngern zur Hochzeit gekommen sei und nicht umsonst ist in dieser Szene vom Weib die Rede, das eine besondere Funktion haben wird, wenn «seine Stunde» gekommen ist, d. h. wenn durch seinen Tod der eigentliche Anbruch des messianischen Reiches erfolgt. Was hier in Kana einmalig, wie ein Vorbild geschieht, als ein «Zeichen», das wird dann wenn seine Stunde gekommen ist, Dauerzustand werden. Dann wird er durch seine Wundermacht das Wasser blosser Menschlichkeit in den Wein der Gottesgnade verwandeln und es wird dabei Maria die vermittelnde Funktion ausüben.

Wieder ist es Johannes, der bei der Kreuzigungsszene berichtet, dass Jesus den einzigen anwesenden Apostel, eben Johannes, als Vertreter der ecclesia auf Maria hinweist als auf die Mutter, und diese Mutter hinweist auf die Kirche, die ihrer mütterlichen Liebe empfohlen wird: «Siehe da, deine Mutter, siehe da, dein Sohn». Es sind messianische Worte, wie alle Worte des sterbenden Christus und haben darum Bedeutung, die über den Augenblick hinausreicht.

Die Apokalypse hat dieses eigenartige Wechselverhältnis zwischen Maria und der Kirche am vollkommensten wiedergegeben in der Gestalt des Weibes, das von der Sonne umkleidet ist, den Messias gebiert, vom Drachen verfolgt wird, in der Wüste dieser Zeitlichkeit zwar durch Gott gesichert, aber in ihrer Nachkommenschaft (den Christen) satanischen Angriffen ausgesetzt ist. Man wird diesem apokalyptischen Weib weder gerecht, wenn man es nur als Maria deutet, noch wenn man es nur auf die Kirche bezieht. Man erfasst es nur dann in seiner Ganzheit, wenn man darin sowohl Maria wie die Kirche sieht. Dann ist aber diese eigenartige Verbindung zwischen Maria und der Kirche als biblische Lehre sichtbar gemacht. So führt die Linie von der Genesis über das Evangelium zur Apokalypse. Brunner hat aber für das Mysterium wenig Sinn, daher auch seine ängstliche Ablehnung aller Mystik. Aber man kann auf solche Weise das wesentlich mystische Johannes-Evangelium nicht verstehen.<sup>1)</sup>

Gerade in diesem Abschnitt der Brunner'schen Dogmatik wird sichtbar, dass der Verfasser, wenn vielleicht auch unbewusst, so doch tatsächlich vor-eingenommen an die Bibel herangeht. Wäre seine Dogmatik wirklich konsequent biblisch, so müsste er den zweimaligen, eindeutigen biblischen Bericht über die Jungfrauen-Geburt als Wort Gottes und damit als wahr annehmen. Tut er es nicht, so erfolgt diese Ablehnung nicht etwa auf Grund sauberer Bibelexegese, sondern aus antikatholischer Haltung, aus der heraus Brunner jenen vermeintlichen Gegensatz zwischen den verschiedenen biblischen Berichten konstruiert, um daraus das Recht abzuleiten, den einen

<sup>1)</sup> Es ist kein Zufall, dass die protestantische Theologenkonferenz in Indien, bei welcher Brunner zugegen war und auf welcher vor allem die eingeborenen indischen Theologen das Johannesevangelium, insbesondere die Abschiedsreden, als Ausgangspunkt für die Verkündigung in Indien nahmen, durch Brunner vor den Konsequenzen gewarnt wurde, dass sie aber trotzdem an ihrer Auffassung festgehalten und die Brunner'sche Auffassung als zu rationalistisch abgelehnt hat. Cf. The Clergy Monthly, May 1950: P. Fallon, A Protestant Theological Conference.

Bericht gegen den andern auszuspielen und dann denjenigen abzulehnen, der seiner vorgefassten Meinung nicht entspricht. So zeigt sich hier wieder, dass Brunner mit bestimmten Ueberzeugungen an die Bibel herantritt, um diese im Bibelwort rechtfertigen zu lassen, anstatt von der Bibel her, unbekümmert um bisherige eigene Ueberzeugungen, eine christliche Dogmatik aufzubauen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass dieser zweite Band der Brunner'schen Dogmatik sehr anregend ist, zur Auseinandersetzung zwingt, die Aussagen der Bibel mit den heutigen Menschheitsfragen und den jetzigen Forschungsergebnissen der Wissenschaft konfrontiert.

Aber die theologischen Grundlagen sind anfechtbar, insbesondere die unbefriedigende Inspirationslehre, die zu enge und einseitige Fassung des Glaubensbegriffes, der Mangel an

einem objektiven Kriterium in der Beurteilung der biblischen Lehre und des Verhältnisses zwischen Offenbarung und Wissenschaft. Dementsprechend liest man manche Partien mit grosser Befriedigung und Bereicherung, während man andere wieder mit aller Entschiedenheit ablehnen muss. Die ganze Dogmatik ist zu sehr ein Produkt der persönlichen Meinungen des Verfassers und zu wenig wirklich objektiv beweisend und überzeugend.

Hätten wir auf katholischer Seite eine Dogmatik, die mit ebensoviel Mut und Aufgeschlossenheit der Fragestellung, mit ebenso entschlossener Weglassung des heute Überflüssigen und mit ebenso einprägsamer Sprache und Formulierung, aber auf einer objektiv gesicherten Grundlage die Glaubenslehre behandelt, so hätten wir das Ideal einer christlichen Dogmatik für die Gegenwart.

Dr. R. Gutzwiller.

## Feinde des totalitären Systems

Man kann gegen das kommunistische System sagen, was man will, eines wird man zugeben müssen: die Zahl der Schulen, der Hoch- und Fachschulen ist ein vielfaches von der, die das alte zaristische Reich kannte. Das bedeutet, dass breite Volksmassen heute über ein Wissen verfügen, das mit dem früheren nicht zu vergleichen ist. Dies wiederum bedeutet, dass der Kommunismus, ob er will oder nicht, sich eine in seinem Sinne immer breitere Elite heranzieht. Das aber will, ja muss der russische Kommunismus vollbringen. Er muss aus einem Volk, das bei all seiner seelischen Grösse zu den primitivsten gehörte, die die moderne Welt kannte, eine immer breiter werdende Schicht von Menschen heranbilden, die die «alte Garde» ersetzen kann, die also im selben Geist und mit derselben Energie zu herrschen in der Lage ist. Das ist ja auch vor allem der Grund, warum man die kommunistische Partei so klein wie möglich hält — sie beträgt auf 180 Millionen Menschen heute kaum mehr als 5 Millionen, also kaum 3 % der Bevölkerung — da in ihr die Führerkapazitäten entwickelt werden sollen.

Nun ist, namentlich in unserem modernen technischen Zeitalter, eine Elite gleichbedeutend mit einer Anhäufung von Wissen, das, wenn auch noch so einseitig, die geistigen Fähigkeiten jedes Einzelnen derart entwickelt, dass sie zum dominierenden Faktor werden. Wo sich aber der Geist derart entwickelt, da entfaltet sich auch immer mehr das kritische Denken und damit die Kritik selbst, ohne die es nun einmal keine geistige Entwicklung gibt. Das System selbst leidet daher diese Kritik nach aussen ab: auf den Kapitalismus, auf den Faschismus, Imperialismus etc. Damit diese Kritik unwidersprochen bleibt, damit man sie nicht auf ihren wahren Gehalt nachprüfen kann, fällt der «Eiserne Vorhang». Es liegt aber im Wesen jeder Kritik, dass sie wie ein Bohrer arbeitet — es gibt kein Mittel, ihr an einem bestimmten Punkt Halt zu gebieten. Offensichtlich oder unterirdisch bahnt sie sich ihren Weg und dies umso sicherer und schneller, je intellektueller der Mensch wurde. Man unterrichtet nicht ohne Gefahr ein Volk nach den äusserst intellektuellen und kritischen Theorien von Karl Marx; irgendwann und irgendwie kehren sie sich gegen den Lehrer. Dass es sich hier um keine theoretische Annahme handelt, beweist nicht nur die ständig wachsende Anzahl derjenigen durchtrainierten Marxisten und Kommunisten, die die Freiheit wählten, sondern in einer noch viel nachdrücklicheren Art die sich ständig wiederholenden «Reinigungen». Es ist heute eine erwiesene Tatsache, dass diese Reinigungen nicht etwa nur in den höheren, führenden Schichten, sondern auch innerhalb der Arbeiter- und Bauernschaft vorgenommen werden, was beweist, dass schon jetzt tief in den Volkskörper hineingegriffen werden muss. Wie lange wird

man diese «Reinigungen» fortsetzen können, ohne dass in gewissen Abständen die herangezogene Elite immer wieder mehr als dezimiert werden muss?

Ein zweites kommt hinzu: Um ein solches System aufrecht erhalten zu können, muss man nicht nur die geistigen Kapazitäten in immer breiter werdenden Massen entwickeln, sondern gleichzeitig auch an die niedersten Instinkte appellieren. Das bedeutet, dass eine kommunistische Ethik irgendwelcher Art nur in Verbindung mit diesen aufgerüttelten Instinkten entstehen kann, kurz, als Hass gegen den Andersdenkenden und Anderswollenden. Die Instinkte aber kennen keine Hierarchie der Werte. Sie verlangen nur eines: ihre Befriedigung. Es ist auch nicht möglich nur einen Instinkt zu wecken und die anderen schlafen zu lassen oder zu bändigen. Jeder aufgerüttelte Instinkt zieht naturhaft einen anderen nach sich. Je weniger eine, auf einer höheren Ebene gelegene noch so primitive moralische Bindung besteht und anerkannt wird, umso lauter brüllen die Instinkte. Praktisch bedeutet dies, dass innerhalb eines solchen Systems der Neid, der Hass, die Missgunst, die Denunziation, die Rivalitäten zunehmen und dies sowohl in den oberen, wie in den unteren Sphären. Dies alles kann nur eine beschränkte Zeit hindurch, durch eine brutale Polizei, durch das Spitzelwesen, durch brutalste Gewalt niedergehalten werden. Aus den Geistern, die man rief, werden immer mehr Rachegeister sich entwickeln und dies eben kraft des Wissens das man breiten Massen verlich, um das System zu stützen.

Schliesslich darf das Gesetz der Technik nicht vergessen werden. Für ein materialistisches System, wie das kommunistische, ist die Technik ein unentbehrliches Mittel seiner Macht. Nichts aber lässt den Menschen weniger zur Ruhe kommen als sie. Die Technik will und muss immer auf der Höhe gehalten werden. Sie geht mit Windeseile von Vervollkommenheit zu Vervollkommenheit und was vor 20 Jahren höchste Errungenschaft war, ist heute altes Eisen. Dies trifft ganz besonders auf die Machtinstrumente des Krieges zu, die für das System notwendiger sind, als das tägliche Brot. Diese Technik verlangt nun immer mehr Sachverständige allerersten Ranges, auf die, ob man will oder nicht, ein erheblicher Teil der Machtpositionen des Systems fällt. Hängt doch heute jede Machtpolitik von dem Stande der Technik ab und nicht mehr, wie früher, allein von der Anzahl der Bataillone. Man betrachte lediglich das augenblickliche Machtverhältnis zwischen Amerika und Sowjetrussland: es ist die Macht der amerikanischen Technik, die die hunderte von russischen Divisionen Gewehr bei Fuss halten lässt. Wenn aber der Technokrat über eine steigende Machtfülle verfügt entsteht in ihm, wie in jedem von keiner höheren Idee, oder einem religiösen Glauben ge-

leiteten Menschen eine Art Machtrausch, der sich aber durchaus nicht im Sinne des politischen zu entwickeln braucht. Im Gegenteil! Dieser Machtrausch drängt aus der Technik selbst hervor, nicht aus der Politik und verlangt von ihr seine Erfüllung. Gewiss kann die Technik kriegerisch missbraucht werden, sie muss es aber nicht. Dem Techniker ist es viel wichtiger, sein Werk folgerichtig zu vollenden. Seine «Herrschaft» ist die des Schöpfers, nicht die des Geschöpfes. Dieser Schöpfer hat etwas in sein Werk hineinverarbeitet, was dieses ihm nun vielfältig zurückgibt: das Element der Freiheit! Es gibt nun einmal keinen Befehl oder keine Vorschrift für eine Erfindung oder für die Vollendung eines nach eigenen Plänen

hergestellten Werkes — beide sind der ausschliessliche Ausdruck des freien Schaffenswillens.

Es entstehen also von allen Seiten für den politischen Diktator, durch die Notwendigkeiten, die er selbst hervorrufen musste, wie Erziehung, Schaffung einer Elite, Technik etc. immer grössere Gefahren und Rivalitäten, denen er in irgendeiner Form schliesslich zum Opfer fallen muss. Die Zaren wussten, warum sie das Volk nicht auf eine höhere Zivilisationsstufe führten oder gar die Technik über das geringstmögliche Mass in ihrem Reich einführten; wenn ihr System der modernen Zeit trotzdem nicht standhielt, so weil sie, wie die Kommunisten, den unlösbaren Zusammenhang mit der übrigen Welt nicht wahrhaben wollten. H. S.

## Die drei Phasen jüdischer Frömmigkeit

Gemeinhin versteht man unter jüdischer Frömmigkeit jene Form der Religiosität, die durch eine Fülle ritueller Regeln, die teils im Pentateuch (die fünf Bücher Moses) enthalten oder aus diesen kunstvoll abgeleitet sind, das gesamte Leben des frommen Juden formt und überbildet. Wird doch auch die heutige Frömmigkeit des orthodoxen Juden immer noch aus jenem gewaltigen Gebäude des Pentateuchs gespeist. Das Eigentümliche des Fünfbuches der alten Offenbarung besteht aber darin, dass es kein profanes Leben und Handeln des ausgewählten Volkes kennt. Vielmehr wird dadurch, dass es geheiligt ist, d. h. ausgesondert aus dem Bezirk natürlicher Selbstbezogenheit, jeder seiner Lebensakte und jeder Augenblick auf Gott bezogen. Als Zeichen der Versiegelung des ganzen Lebens durch Gott endet jedes der sogenannten Gesetze der Thora (der göttlichen Weisung) mit den gleichbleibenden Worten: «... denn ich bin der Herr, dein Gott». Dadurch soll ausgesprochen werden, dass diese Lebensregeln oder Gesetze nicht menschlicher Weisheit entstammen, sondern dass sich in ihnen der Heilswille Gottes offenbare. Von dort her erscheint es auch unmöglich, dass in dem Regelwerk der Thora ein heiliger neben einem profanen Raum bestehen könne. Vielmehr erweist sich das dem Menschen erfassbare Heilige als die Heiligung des gesamten Lebensprozesses, des Essens, Zeugens, Werkens, Richtens — der staatlichen wie der individuellen Sphäre.

Die eigentliche Erfüllung dieser geistigen Überbauung der Erde und des Menschen durch dieses von Gott gestiftete Regelwerk vollzog sich im Kult. Buchstäblich wurde das gesamte Leben des antiken Juden vom Altare her sinnhaft geformt. Das kultische Opfer, das damit verbundene Orakel und die vorgeschriebenen Wallfahrten, die den Kontakt des Volkes mit der Kraftquelle der Kultstätte aufrecht erhielten, gaben dem Juden Kraft, Richtung und Weisung für alle seine Taten und Bezüge. Ohne den kultischen Opferdienst wäre dem Regelwerk der Gesetze jede echte Verwirklichung versagt geblieben. Der Kult war demnach das Herz jener Religiosität. Jedoch war dieser nach der Landnahme der Hebräer durchaus nicht zentralisiert. Die Grossfamilie oder die Stammeshäupter besaßen eigene Privatheiligtümer und Priester (Richter 17/18). In der Richterzeit bildeten sich vor allem zwei gemeinjüdische Kult- und Orakelstätten aus — das Heiligtum der Lade mit den Priestern Elis und Samuel (1. Sam. 4-6) und das des heiligen Zeltes «auf der Opferhöhe zu Gibeon» (1. Chr. 21, 29), wo sich auch ein Brandopferaltar befand. In der frühen Königszeit ergab sich wiederum eine Verdoppelung der Hauptkultstätte, in jene zu Jerusalem und jene in Samaria. Aber auch nach der Vernichtung der letzteren durch den Untergang des Königreiches Israel bestanden neben dem Tempel zu Jerusalem eine Fülle von lokalen Jahwe-Kultstätten «auf den hohen Bergen und auf den Hügeln», teils zweideutiger Natur unter Einfluss

der kananäischen Götter, teils aber auch echte Opferstätten Jahwes, wie z. B. jene des Priesters und späteren Propheten Jeremias zu Anathoth. Erst kurz vor dem babylonischen Exil des jüdischen Volkes wurde der Tempel zu Jerusalem wirkliches Zentralheiligtum.

Jedoch fand diese erste Periode der jüdischen Frömmigkeit, die kultisch-rituelle in ihrer Verbindung von Opfer, Orakel und Gesetzesregel, ihren Abschluss mit dem Exil und der Zerstörung des Tempels. Auch eine spätere Renaissance dieser Art Frömmigkeit konnte das Entstehen einer neuen, zeitbedingten Form nicht aufhalten. Denn da nie mehr das ganze Volk nach Palästina heimgekehrt ist, erreichte der Kult nur noch einen Teil desselben. Die Umschmelzung gelang durch die rabbinische Gesetzesreligion, in der nicht mehr der Priester, sondern der Gelehrte, der Gesetzeslehrer im Mittelpunkt stand. Ihr langsamer, Jahrhunderte währender Entfaltungsprozess fand seinen Höhepunkt in der Kodifizierung der Lehrmeinungen der verschiedenen rabbinischen Lehrhäuser in dem riesigen Kodex des Talmuds (zu seiner Entstehung siehe: A. Rosenberg, Bibel, Talmud und Kabbalah; Bibelheft der Schweiz.Rundschau, Nov. 1949). Die rabbinische Gesetzesreligion ist gekennzeichnet durch unablässige Reflexion über Kult und Kultgesetz. Und wenn auch in diese Erwägungen und Reflexionen der rabbinischen Lehrhäuser alte sonst verklungene Volksüberlieferungen einfließen, die in der Priesterweisheit der heiligen Texte keinen Raum finden konnten, so ist eben doch das Kennzeichnende dieser zweiten Phase der jüdischen Frömmigkeit ein alles durchdringender Intellektualismus, der den Menschen für das Verständnis der Offenbarung auf die Ethik und die religiöse Innerlichkeit verweist. Diese Linie des Rabbinismus mit ihrer in der Hl. Schrift noch nicht zutage tretenden Systematisierung des Gesetzes, verbunden mit einem den Kult ersetzenden, oft wuchernden Gebetsleben, reicht im Liberalismus allmählich verflachend bis in die Gegenwart. Und diese wird gemeinhin als die typische jüdische Frömmigkeit angesehen.

Jedoch wird bei dieser Anschauung nicht in Betracht gezogen, dass diese zweite Phase durch Form und Kraft einer dritten durchkreuzt wird. Die Wurzeln der letzteren reichen bis in den Grund der jüdischen Mystik der Kabbalah, die, obwohl monotheistisch, einerseits der Gnosis, andererseits dem christlichen Spiritualismus der alexandrinischen Väter verwandt ist. Nachdem diese durch Jahrhunderte als Geheimlehre streng gehütet in Esoterikerzirkeln tradiert worden war, brach sie im Zeitalter des hl. Franziskus als breiter, tief erregender Strom aus dieser Verborgenheit hervor. Das gewissermassen neben Bibel und Talmud als dritte «heilige Schrift» des Judentums angesehene «Buch des Glanzes», das Hauptwerk der Kabbalah, wurde am Ende jenes Jahrhunderts in Spanien be-

kannt. Seitdem ist das religiöse Leben der Juden geschieden in eine talmudische Richtung, die sich meist mit dem aristotelischen Rationalismus verband, den Maimonides nach heftigem Widerstand in das jüdische Denken eingeführt — und in eine kabbalistische Richtung, die platonisch gesinnt sich vom Schauen herleitet und die das göttliche Geheimnis wohl umgreifen, aber nicht zergliedern wollte. Ein reiches kabbalistisches Schrifttum rankte sich durch die Jahrhunderte bis zur Schwelle unserer Zeit. Nur in verhältnismässig wenigen bedeutenden Geistern vereinigten sich die beiden einander so schroff gegenüberstehenden religiösen Richtungen.

Es gehört nun zu den eigenartigsten Mutationen innerhalb der Religionsgeschichte, dass dieses kabbalistische, mystische und gnostisch-spekulative Judentum, das hohe Ansprüche an die persönliche religiöse Erfahrung wie an die Kraft der Spekulation stellte, zum Muttergrund einer der bedeutendsten religiösen Volksbewegungen innerhalb des Judentums geworden ist. Dieser Bewegung, dem Chassidismus nämlich, gelang es nach Überwindung religionskriegsähnlicher Streitigkeiten, die Frömmigkeit und das Leben des östlichen Teiles der Judenheit (Russland, Polen, Ungarn, Litauen) zu prägen. Damit hatte die dritte Phase der jüdischen Frömmigkeit Geschichtsmächtigkeit gewonnen.

Der Stifter des Chassidismus Israel ben Elieser (1700-1760) wurde sinnvoll zubenannt der «Baal-schem-tow». Denn dies besagt, dass er als «Herr des guten Namens» das Vertrauen des Volkes besitze als ein Mensch, «der von seinen Beziehungen zum Göttlichen aus mit seinen Mitmenschen und für sie lebt». Israel ben Elieser war kein Gelehrter und keiner aus der Hierarchie der scharfsinnigen Rabbis. Aber, zuerst Kleinkinderlehrer, dann Wirt in der Einsamkeit eines Karpatenhochtales, war er auch kein typischer Revolutionär, der unbedacht alles bisherige verwirft. Er stand in hoher Ehrfurcht vor der Gottesgabe der Offenbarung, er wusste um den Dienst der Tradition, die das Wahre in immer neuer Verwandlung und in Erhaltung zugleich Geschlecht um Geschlecht als Nahrung reicht. Doch auf diesem Grunde aufbauend hatte er eine grosse, in langer Einsamkeit gereifte eigene religiöse Erfahrung gemacht. Er hatte nicht nur gelernt, er war selber an den Grund der Dinge herangekommen. So wurde er der erste in der Reihe jener Zaddikim, die neben das offizielle Amt der Rabbis tretend, die eigentlichen charismatischen geistigen Führer ihres Volkes werden sollten. Israel ben Elieser hatte unter der kunstvollen, aber auch künstlichen Architektur von Gesetz, Ethik und religiöser Formel wieder den wirklichen Menschen entdeckt und vermochte es, ihn von Gott her anzusprechen. Zaddik aber, wie er und seine Nachfolger ehrenvoll genannt wurden, heisst der «Gerechte», nicht im Sinne der Selbstgerechtigkeit der Pharisäer, sondern im Sinne Abrahams, der es wagen konnte ungescheut mit Gott zu reden und auf Grund erwählter Partnerschaft mit ihm zu handeln. Solcherart verhandelten die Zaddikim ohne falsche Bescheidenheit, als die vom Geist Berufenen, mit Gott über die Nöte und Schicksale ihres Volkes und suchten von ihm die Wende seiner geistigen und leiblichen Not zu erlangen. Kennt doch der Chassidismus (Chassid heisst etwa der weltfromme, gottinnige Mensch) keine wertende Trennung von Leib und Geistseele — er umfängt den ganzen Menschen in seiner von Gott gesetzten leibseelischen Existenz. Wenn nun zur Zeit der hohen Feste Zehntausende von Wallfahrern zur Residenz der, später sich wie Fürsten gebärdenden Zaddikim kamen, so baten sie nicht nur um Wende ihrer geistigen Not, sondern auch um Stillung all ihrer Übel wie Krankheit, Armut, Eheschwierigkeiten usw.

Was aber war die grosse Erfahrung des Baalschem? Er hatte, entgegen dem asketischen Ideal der hohen Rabbis, die Freude als die allbelebende Kraft und als den gewaltlosen Weg zu Gott entdeckt. In der Freude verströmt sich der Mensch ohne Vorbehalte, in ihrem Bereich vollzieht sich die

Gotteseinung. Die Freude erschien ihm darum auch in den Bereichen des Alltags als Weg der Gotteseinung. Die natürlichen Freuden waren mit in die religiöse Sphäre einbezogen ohne dass es dadurch zu Exzessen gekommen wäre. — Wohl achtete der Baalschem und seine Nachfolger die bindenden Regeln des Gesetzes, aber freilich in mystischer Umdeutung desselben — zudem gab er dem in die Fesseln der hieratischen Formel gezwängten Gebet seine Spontanität zurück. Dies ist jene von seinen Gegnern oft gerügte «Verzögerung» des Gebetes — das bewusste Zuwarten mit dem Gebet bis das Herz ins Überfließen gerät und die Stunde der Wende sich ankündigt. Im Chassidismus rücken Essen und Trinken in den Rang heiliger Handlungen ein: Essen und Trinken ist hier Einung mit Gott. Denn Funken der Gottesherrlichkeit sind beim Falle der Schöpfung, beim Zerspringen des Urlichtes millionenfach in alle Gestalten und Ebenen des Sein zersprüht. Nun ist der Mensch herangerufen diese Funken aus aller Kreatur herauszulösen und heimzuholen. Das Mittel hiezu ist sein Tun und Leben. In seinem Essen und Trinken z. B., in dem sich Einverleiben der Kreatur, führt der Mensch, wenn er alles in der rechten Intention der Gottverbundenheit vollzieht, die gefangenen Funken zu ihrem Ursprung zurück: so wird der Mensch zum Miterlöser. Aber all sein Tun und sein sich Ausrichten geschehe nicht um seiner eigenen Erlösung willen. Denn der Chassidismus sieht durch die Zeiten und Völker eine trauernde Gestalt schreiten: die Schechina, die da ist die von ihrem König getrennte Gottesbraut, die nun im Exil wandernde Gottesherrlichkeit. Beitragen sie zu erlösen heisst auch dem kleineren Leben des Einzelnen Erlösung bringen. Eine mächtige Erweckungsbewegung ging durch die Kraft der Zaddikim über ein Jahrhundert heilend durch die soziale Zerbrochenheit und den religiösen Zerfall des östlichen Judentums — nur noch vergleichbar mit dem Aufbruch der franziskanischen Bewegung, mit der Wirkung der russischen Starzen, jener Brüder der Zaddikim im Geiste und dem Pietismus des Grafen Zinzendorf.

Der Westen hat lange nichts von diesem innigen und weit-ausgreifenden, mystisch-aktiven Judentum gewusst. Erst Martin Buber hat davon ein verstehendes und zusammenhängendes Wissen vermittelt. In seinen chassidischen Büchern, deren erstes um 1906 erschien: In der «Legende des Baalschem», dem «Rabbi Nachman», dem «Grossen Maggid», dem «Verborgenen Licht» breitete er den grossen Reichtum von Leben und Lehre der Chassidim aus. Da erzählte er die alten, oft vom Ghettoschmutz verdunkelten Geschichten, die einst in billigen Heften im Volke umhergingen nach ihrem innern Sinngehalt und schliesslich, selber bekehrt vom Geist des Chassidismus, so einfach und innig-schlicht, dass die Wundersamkeit dieser gnadenerfüllten Menschen aus ihnen hervorzuleuchten vermochte. Im Jahre 1927 wurden diese chassidischen Erzählungen zum Corpus der «Chassidischen Bücher» im Verlag Hegner zusammengefasst. Sie haben freilich mehr auf Nichtjuden, denn auf Juden gewirkt. Denn das westliche, aufklärerisch gesinnte Judentum hat sich im 18., 19. und 20. Jahrhundert vom Chassidismus, in dem sich Wunderglaube mit kindlicher Liebe zu den kleinen Dingen mischt, ferngehalten und wollte nichts zu tun haben mit seiner kühn-naiven Durchbrechung der vielfach nur noch formellen Gesetzesreligion des Rabbinismus.

Nun hat sich der Manesse-Verlag ein Verdienst erworben durch die Neu-Herausgabe der «Erzählungen der Chassidim»<sup>1)</sup>, die Martin Buber für diese Ausgabe neu erzählt und bearbeitet hat. Eine eigenartige Glut strömt dem Leser aus diesen Blättern entgegen — alles Unbedeutende dieser Welt wird in diesen Erzählungen bedeutend, nur weil es so vertrauensvoll in das Licht Gottes gehoben wurde. Man könnte

<sup>1)</sup> Buber Martin: «Erzählungen der Chassidim». Manesse-Verlag, Zürich, 1949, 846 S.

das Wort des Baalschem über dieses Buch setzen: «Die Wahrheit liegt im Staube. Warum hebt sie niemand auf? — Weil sich niemand so tief bücken will». Ja so vertraut kommt einem der Geist dieser Erzählungen vor, dass man vermeint, mitten aus diesen Seiten müsse einem die Gestalt Christi entgegen-treten. Denn noch näher als das Judentum zur Zeit Christi steht — nicht aussen, aber ganz innen — der Chassidismus dem Geiste Christi. Aber auch in dieser grösseren Nähe wurde der Durchbruch zu ihm nicht vollzogen.

Nun sind die Träger dieser Liebes- und Freudengesinnung in den Wirren der Zeit untergegangen. Doch durch die lebenslange Sammel- und Übersetzerarbeit Martin Bubers lebt ihr Geist weiter als Zeugnis einer geschichts- und leibnahen, das Volk pneumatisch belebenden Mystik — einer Mystik freilich, die von einem natürlich-numinosen Gott-Erlebnis ausgeht, für dessen Geist zwei Worte zeugen mögen. Vom Baalschem wird ein Wort überliefert:

«Der Mensch soll seinen Sinn darauf richten, dass er eine Leiter ist, gestellt auf die Erde und ihr Haupt an den Himmel rührend, und all seine Gebärden und Geschäfte und Reden ziehen Spuren in der oberen Welt.»

«Rabbi Leib, Sohn der Sara, der verborgene Zaddik, der dem Lauf der Gewässer folgend über die Erde wanderte, um die Seelen Lebender und Toter zu erlösen, erzählte: ‚Dass ich zum Maggid fuhr, war nicht, um Lehre

von ihm zu hören: nur um zu sehen, wie er die Schuhe auszieht und wie er sie schnürt’».

Der Chassidismus ist erloschen — es mögen noch kleine Gruppen ohne wesentliche gemeinschaftsstiftende Kraft über die Erde zerstreut leben. Er selber stellte eine, wenn auch liebliche, Spätphase der jüdischen Religiosität dar — in der wie in allen religiösen Spätphasen eigentlich der Mensch im Mittelpunkt steht. Fern ist man dann in solcher Humanisierung der Religion der grossen Zeit des Anfangs mit ihrem die Menschen verstörenden Gottesschrecken, mit ihrer gewaltigen und fast gewalttätigen Gottesbegegnung im Beben der Berge und im Fallen der Stadtmauern. So ist ein kühner Bogen, aufsteigend von der zum Gottesort gewordenen Erde wieder zur Erde herabgestiegen. Vorbei sind die Tage, da Gott als ein brennendes Feuer den Altar entzündete, vorbei die Tage des blutigen Tieropfers zu Jerusalem, durch das ein Volk in Verbindung mit seinem Gotte trat, vorbei die eifervolle und eifersüchtige Gesetzesinterpretation, mit der ein klammerndes Bewahren den «Zaun um den Zaun des Zaunes» baute. Auch die Rose im Herbst, der Chassidismus ist verblüht. Nun sinkt die religiöse Kraft des Judentums, in allen Formen der Vergangenheit spielend bis hin zum Atheismus, hinab in den dunklen Schoss des Volkes und in die Erde des Landes, das mit Christi Blut getränkt ist. Was wird daraus werden? Eine vierte Phase, oder ein Nichts, oder...?

A. Rosenberg.

## Ex urbe et orbe

### Ende oder Wende der deutschen Katholikentage ?

Es entspricht einer alten Tradition, den jährlichen Katholikentag in eine räumlich grösstmögliche Entfernung zum vorausgegangenen zu rücken. Wechselte darum früher zumeist Osten und Westen (z. B. Mainz-Breslau), so muss man sich jetzt durch die verhängnisvolle Teilung Deutschlands auf die Nord-Südlinie beschränken. So folgte auf das nördliche Bochum in diesem Jahr das südliche Passau. Wenn die Industriestadt der übervolkerten Westgrenze Westfalens 500 000 Teilnehmer an ihrem Katholikentag verzeichnete, dann waren die etwa 130 000 Teilnehmer dieses Jahres für das kleine, von ländlicher Bevölkerung weithin umgebene Passau eine zahlenmässig trotzdem ebenbürtige Leistung.

Es wäre naheliegend gewesen, dementsprechend die Linie von Bochum fortzusetzen. Hatte man sich dort vor allem mit den Problemen der Industriearbeiter beschäftigt, so wäre diesmal eigentlich die Behandlung der nicht minder problemgeladenen und in einer Krise von erschreckendem Ausmass stehenden Landbevölkerung fällig gewesen. In manchen der so zahlreichen bischöflichen Ansprachen klang dieses Anliegen auch leise an. Zum Merkmal des Passauer Katholikentages wurde dies aber trotzdem nicht. Ein anderer Spannungsausgleich drängte sich gebieterisch in den Vordergrund.

#### Die Vorgeschichte

Man hatte sich in Bochum bekanntlich erstaunlich weit auf das Geäst konkreter Forderungen und neuer Formulierungen hinausgewagt. Das hatte zur Folge, dass ausser der katholischen auch die übrige Welt weit über Deutschland hinaus aufhorchte. Es hatte den Anschein, die Katholiken würden sich an die Spitze eines sozialen Neubaus der Welt begeben. Bochum hatte grosse Hoffnungen geweckt. Der Elan einer geradezu revolutionären Bewegung war spürbar geworden. Das hatte aber auch zur Folge, dass gegen die Actio die Re-actio antrat und es zeigte sich bald, dass die Katholiken selbst keineswegs geschlossen hinter den Bochumer Beschlüssen standen. Ein zum Teil recht hässliches und gewiss nicht christliches Intrigenspiel setzte ein und dauerte fast das ganze

Jahr fort, wodurch dem christlichen Ansehen ohne Zweifel viel geschadet wurde. Dazu kam, dass auch die kirchlichen Behörden nicht durchwegs von Bochum begeistert waren. Die Kirche ist eine Weltmacht, die nicht nur alle Völker sondern auch alle Zeiten umspannt. Sie liebt nicht den radikalen Umbruch und dialektisch überspitzte Formulierungen. Die Dämpfer sind bekannt, die zuerst einzelne Bischöfe, dann der Papst selber den Forderungen für das Mitbestimmungsrecht aufsetzten. Sie betrafen gewiss mehr die theoretische Begründung, auf die Bochum offensichtlich wenig Wert gelegt hatte, als die konkrete Forderung selbst. Sie dienten aber — gewiss gegen ihre Absicht — der Reaktion zu dem Versuch, den Elan von Bochum endgültig zu brechen.

Das Alles musste das Zentralkomitee zur Vorbereitung der Katholikentage nachdenklich stimmen. Sollten doch Katholikentage machtvolle Kundgebungen katholischer Einheit gegenüber der nichtkatholischen Welt sein, um die Stellung der Katholiken im öffentlichen Leben zu stärken. Das war von Anfang an (d. h. seit 1848) ihr Ziel. Setzte man aber den Weg von Bochum fort, drohte da nicht die Gefahr, auf den Weg innerkatholischer Auseinandersetzung gedrängt zu werden? Man warf also energisch das Steuer herum und stellte sich unter das Motto: «Zuerst das Reich Gottes».

Dazu kam noch eine andere Erwägung: Wie in Frankreich auf all die Bestrebungen eines vorstossenden Elitiekatholizismus, die in dem klugen Hirtenwort Kardinal Suhards 1947 ihre Billigung und zugleich weise Mässigung fanden (Suhard: «Aufstieg oder Niedergang der Kirche»), eine Rückbesinnung auf das persönliche innere Verhältnis zu Gott erfolgte, die wiederum vom Pariser Kardinal in einem Hirtenschreiben aufgefangen wurde («Sinn für Gott» 1948), so glaubte man auch in Deutschland, der Gefahr der Veräusserlichung, die in einer Ueberbetonung des Sozialen und Wirtschaftlichen liegt, nun die inneren Kraftquellen aus denen das äussere Wirken des Katholiken gespeist wird, gegenüberstellen zu müssen. Man nannte darum Passau auch den «Katholikentag der Verinnerlichung». Beide Erwägungen mögen dazu beigetragen haben, sich in einer unzerstörten friedlichen Kleinstadt, nicht allzuweit von Altötting, dem Nationalheiligtum der Bayern, — wo die vorausgehende Vertretertagung stattfand — zu versammeln.

### Die «enthaltssame» Vertretertagung

Das Programm bereits der Vertretertagung war dementsprechend aufgebaut. Am Beginn stand eine Huldigung der Gottesmutter, des Gnadenbildes von Altötting und für jeden der drei Tage war vormittags ein grosser Vortrag von Prof. Höfer über die Enzyklika «Mystici Corporis», abends eine religiöse Besinnungsstunde über die Grundhaltungen des Menschen zu Gott von Prof. Guardini vorgesehen.

Wenn nun die Beratungen der Vertreter, die, wie schon in Mainz und Bochum, nach Fachgruppen aufgeteilt waren, die Verbindungslinien von diesen religiösen und dogmatischen Gegebenheiten zu den einzelnen Fächern aufgezeigt hätten, bzw. zum eigentlichen Thema der Beratungen geworden wären, dann hätte Altötting ein erfreuliches Ergebnis zeitigen können. Tatsächlich aber achteten leider weder die Vortragenden der religiösen allgemeinen Stunden noch die Arbeitskreise in der Beratung namhaft auf diese Verbindung. Dadurch entstand ein zwiespältiger Eindruck: «Sind wir zu Exerzitien oder zur Arbeit gekommen?» So hörte man allenthalben ein wenig missfällig äussern. Einzig am Anfang stand ein wegweisender Vortrag: «Der deutsche Katholizismus 1950» von Domdechant Dr. Grosche, der diese Verbindung herzustellen suchte und der vielleicht eine brauchbare Grundlage für die kommende Arbeit hätte werden können. Weshalb er es neben den genannten Gründen nicht wurde, werden wir gleich noch berichten.

Aus den Beratungen der Arbeitskreise ist nicht viel zu melden. Sie standen ein wenig unter der Angst von Bochum. Resolutionen sollten keine gefasst werden, das war eine eingangs erteilte Parole. Nichts was besprochen wurde, sollte an die Öffentlichkeit dringen. In einem Arbeitskreis wurde sogar am Beginn die Frage gestellt, ob vielleicht das Ungeheuer eines Publizisten anwesend sei, den man dann — es war zum Glück keiner da — hinausgebeten hätte. Man konnte fast meinen, die allgemeinen Vorträge und Prozessionen hätten den Zweck verfolgt, Futter zu sein für die armen Reporter, die schliesslich doch ihren Zeitungen allabendlich etwas drahten mussten...

Wenn wir trotzdem — ohne das Schweigegebot zu verletzen — von den Arbeitskreisen selbst etwas sagen sollen, vielleicht zum Nutzen künftiger Zeiten, dann dies: Es fehlte die notwendige Beschränkung und es fehlte die notwendige Vorbereitung. Es ist unmöglich in drei Tagen vier, fünf oder gar sechs gänzlich verschiedene Themen wirklich gründlich in einem Arbeitskreis durchzubearbeiten, noch dazu neben den religiösen Stunden für alle. Um erfolgreich zu sein, müsste man die gerade zur Stunde brennendsten Fragen, die durch dieses Gremium einer wirklichen Lösung oder Förderung zugeführt werden können, in kluger Auswahl vornehmen mit Ausschluss aller Dinge, die jedermann klar sind oder die von den Anwesenden doch nicht beeinflusst werden können. Das heisst, man müsste wirklich etwas wollen. Arbeitstagungen sind nicht dazu da, bereits klare und feststehende Dinge — und wenn auch in noch so schöner Formulierung — erneut anzuhören, sondern etwas zu erarbeiten. Dazu wäre zweitens erforderlich, dass die Teilnehmer vorgehend — lange voraus — eingehend benachrichtigt würden, worüber man sich aussprechen wolle oder welche Frage geklärt werden sollte. Nur so lässt sich vermeiden, dass viele unnütze Augenblicksgedanken, die kaum gesprochen schon zerplatzen, die Zeit «vertreiben». Dann mag man ruhig die Beratung selbst unter das Siegel der Verschwiegenheit legen, damit jeder sich ungehemmt äussern könne; der Publizist wird an der Frage selbst und am Ergebnis genug für seine Zeitung finden.

Vielleicht auch steht es nicht unter dem Schweigegebot, etwas darüber zu sagen, worüber nichts gesagt wurde. Vor den Türen der Altöttinger Beratungszimmer z. B. sprach jeder von der Frage der Wiederaufrüstung Deutschlands, hinter den Türen existierte diese Frage nicht. Und doch, wie unklar war das, was man vor den Türen zu hören bekam. Und wäre das nicht eine religiöse, eine soziale, eine wirtschaftliche, eine familiäre, eine internationale, eine politische, eine publizistische Frage gewesen, die sich nur zu gern hinter alle diese Türen geschlichen hätte? Wenn man schon jedes Jahr einen Katholikentag in Szene setzt, sollte er den Fragen der Stunde nicht verschlossen sein — auch wenn sie schwierig sind und

zu Streit führen können. Es warteten doch Tausende auf ein klares Wort. Der Protestantentag gab eines, kurz zuvor, in seiner Art. Warum schwiegen Altötting und Passau? War das nötig im Zeichen der Verinnerlichung — oder war es wieder das «Gespenst von Bochum» das hier die Sprache verschlug?

Man nehme es uns nicht übel, dass wir Altöttings Vertretertag kritisierten. Wir wissen wohl, dass trotzdem vieles sehr Nützliches hinter diesen Türen gesprochen wurde, mancher herrliche Vortrag wird sicher Früchte tragen, manches entworfene Programm wird hoffentlich zur Ausführung gelangen, auch manche Diskussion führte trotz allem zu Entschlüssen. Wir können sie leider hier nicht nennen. Dennoch lag der allgemeine Eindruck in Richtung der von uns geübten Kritik. Es ist heute üblich von den «Bauschäden der Kirche» zu reden, man verspricht sich davon ihre Besserung. Warum sollten nicht auch die Katholikentage einer ähnlichen Psychotherapie zugänglich sein? —

### Die «barocke» Feier in Passau

Zu scheiden von der Vertretertagung ist der eigentliche Katholikentag. Er war seit jeher als grosse Kundgebung gedacht und eine grosse Kundgebung war Passau gewiss. Schon der Zug des Gnadenbildes von Altötting bis in die Dreiflüssestadt war eine ergreifende Kundgebung des Glaubens und der tiefesten Frömmigkeit der Bevölkerung. Kaum ein Haus an der langen Strasse, das nicht mit Girlanden, Fähnchen und Lichtern geziert war. Drei Stunden vor dem Vorbeizug standen schon zahlreiche Menschen am Wegrand Spalier, zum Teil singend oder den rührend schlichten Gebetsvers von Altötting unermüdet wiederholend. Selbst die nüchternen Nordländer konnten sich dem Eindruck dieser fast östlich anmutenden Frömmigkeit auf die Dauer nicht entziehen. Es kann kein Zweifel bestehen, dass hier noch ein Bezirk des Menschlichen ins Religiöse miteinbezogen ist, ein für Massensuggestion empfänglicher Bereich der Seele, des spontan ausbrechenden Gefühls, der dem «modernen» Menschen — zu seinem Schaden — mit Religion nichts gemein zu haben scheint. Rational lässt sich vieles von dem, was in Passau vor sich ging, nicht begreifen und manches wohl auch nicht rechtfertigen. Wir denken z. B. an die unbändige Quetscherei vor den Türen des Domes, jeden Tag schlimmer, an das Sitzen auf der Kommunionbank, den Altarstufen, den Kredenzen und sogar Altartischen; an die tolle Sensation mit dem Negerbischof, der in der letzten Nacht pontifizierte; an den Segen mit dem Gnadenbild als wäre es eine Monstranz; an den bejubelten und gefeierten «Kronprinzen» und ähnliches mehr... Was hatte das mit dem Reich Gottes und mit Verinnerlichung zu tun? Jedes dieser Dinge für sich genommen konnte zum Aergernis werden und wurde es auch für rein kritische Augen. Solche Kritiker sprachen dann von mangelndem Ordnungsdienst, von einer Ueberlastung mit Pontifikalämtern, von einer Ueberreibung des Marienkultes, von Sensationssucht, von Verpolitisierung und reaktionärer Tendenz usw. Wer sich aber von der Gesamtsituation wohlwollend ergreifen liess, konnte an all dem gewiss keinen Anstoss nehmen, im Gegenteil, er verstand, dass dieser Ueberschwang einem echten Kern entsprang, demselben durchaus katholischen Lebensgefühl, aus dem auch die herrlichen Bauten von Passau gewachsen waren. Hier lebte man noch, was diese Mauern sprachen, man lebte barock. Und im Barock muss das alles so sein, wie es in Passau war. Das Ueberbordende eindämmen, das Sensationelle rationalisieren, das königlich Glanzvolle verbürgerlichen, das hiesse den hier gültigen Stil verfallschen.

Und das war wieder eine Offenbarung des Passauer Katholikentages: Es gibt auch im Religiösen, auf das man sich aus Liebe zur Einheit zurückgezogen hatte, sehr verschiedene, zeitbedingte Ausdrucksformen, die sich nicht beliebig auswechseln lassen. Wenn Prälat Grosche in Altötting radikal einen «Glauben aus persönlicher Entscheidung» verlangte: «Zu lange haben wir versucht, die Masse als solche zu halten»; wenn er der Nüchternheit das Wort redete — bis in den Kirchenbau: «Es hat keinen Wert alte barocke Kirchen wiederherzustellen, in denen sich der moderne Arbeiter nicht wohl fühlen kann»; wenn er sich gegen die Gefahr der «Restauration» wandte, weil für sie die «Zeit vorbei»; wenn er eine «radikale Vereinfachung» forderte in unserem Organi-

sations- und Vereinswesen; wenn er ausrief: «Das Ende einer Welt bedeute noch nicht das Ende der Welt», dann horchten wohl alle Kölner und vielleicht der grösste Teil der Deutschen zustimmend auf, — es verschlossen sich aber unwillig die Herzen der «barocken» Menschen. Für Passau und Altötting bedeutete Grosche eine Deformation des Stiles, eine Art Todesurteil. Für Passau war dieses Urteil ungerecht. Aber es war von Passau vielleicht doch auch nicht recht, seinen Stil gleichsam allen Deutschen aufzuprägen. Wir haben manchen Deutschen in Passau getroffen, der die in Gebet und Predigt öfter vorgelegte Steigerung: Die Muttergottes von Altötting ist Bayerns Patronin, ist Deutschlands Patronin, ist die Patronin der Welt, innerlich nicht mitvollziehen konnte. Sie konnten es wirklich nicht und wir konnten sie deshalb nicht tadeln. Wenn schon die Rede ist von einer Muttergottes von ... (einem bestimmten Ort), dann wird damit ein bestimmter raum- und zeitbedingter Ausdruck menschlicher Verehrung der allen gemeinsamen Gottesmutter gemeint, der in dieser Bestimmtheit sich nicht auf andere übertragen lässt.

Es ist vielleicht mit eines der Merkmale unserer Zeit, dass sie keinen einheitlichen Lebens- und Formausdruck besitzt — nicht einmal im Religiösen. Auch die Zeiten gehen in unserer Zeit wirr durcheinander. In Passau suchte man durch eine Häufung von Hochämtern und bischöflichen Ansprachen den Menschen der Innerlichkeit zu erschliessen. In Köln etwa hätte man vermutlich in nächtlicher Stunde einen gewaltigen, schweigenden, betenden Umgang veranstaltet, mit anschliessendem Amt. Die Fülle von Passau wäre dort unmöglich gewesen, wie auch umgekehrt ein solcher Umgang nach Passau nicht passte.

Wie wir hörten, denkt man daran, die jährlichen Katholikentage fallen zu lassen und durch regionale zu ersetzen. So divergierend sind allein in Deutschland die Verhältnisse. — Es wäre aber doch sehr begrüssenswert, die verschiedenen Formen, die aus verschiedenen Zeiten und Verhältnissen stammen, einmal bewusst zum Thema einer Vertretertagung zu machen, nicht um sie in einen «Eintopf» zusammenzuschütten, wohl aber, um voneinander zu lernen und die Grenzen dieser Besonderheiten festzustellen. Wir hatten in vielen privaten Gesprächen den Eindruck, dass auf beiden Seiten gar manches als «für Katholiken einzig möglich» angesehen wurde, was in Wahrheit nichts weiter denn vergängliche Hülle ist. Wie dem aber auch sei, es scheint uns die Zeit für so grosse Demonstrationen in dieser Häufigkeit vorbei zu sein. Die Hauptsorge der Stunde ist: wie halten wir uns in den Zeiten der Christenverfolgung; wer wagt, ein Christentum in Katakomben zu leben? Das ist nicht grundsätzlicher Verzicht auf Öffentlichkeit — er wäre wirklich unkatholisch. Aber es ist Notlage und vielleicht entspringt daraus eine andere Form des Wirkens in die und in der Öffentlichkeit. M. Galli.

## Notiz: Christliche Union im Exil

Aus New York wird gemeldet, dass sich die exilierten Führer der christlich-demokratischen Parteien Zentraleuropas (der Länder hinter dem Eisernen Vorhang) zu einer Mitteleuropäischen Christlich-Demokratischen Union zusammenschlossen haben. Sie wird mit der Union Christlichdemokratischer Parteien Europas (Nouvelles Equipes Internationales) eng zusammenarbeiten. Als Vorsitzender wurde Mgr. Joseph Közi Horvath, Präsident der ungarischen christlichen Volksbewegung gewählt. Mgr. Közi Horvath war es, der seinerzeit als einziges Mitglied des ungarischen Parlamentes — in Anwesenheit von bewaffneten deutschen SS-Offizieren — gegen die Verhaftung von Abgeordneten durch die Deutschen zu protestieren wagte. Nach der russischen Befreiung setzte er seinen mutigen Kampf für die christlichen Ideale und gegen die Tyrannei fort, bis er sich unter dramatischen Umständen entschliessen musste, ins Ausland zu fliehen. Ebenso haben sich im Kampfe gegen die beiden Totalitarismen die Vizepräsidenten der neuen Union ausgezeichnet: Dr. Ivo Duchacek, Mitglied des tschechischen Nationalkomitees; Karl Popiel, Präsident der polnischen christlichen Arbeiterpartei; Kazys Pakstas, führendes Mitglied der litauischen christlich-demokratischen Partei und Dr. Miha Krek, Vorsitzender der slowenischen christlich-demokratischen Volkspartei.

In einer gemeinsamen Erklärung heben die exilierten christlichen Politiker die Bedeutung Mitteleuropas für Gesamteuropa hervor und geben ihrer Meinung Ausdruck, dass dieser Raum seine wichtige Rolle nur dann friedlich ausüben kann, wenn sich die dort lebenden Völker enger zusammenschliessen und sich dadurch dem Einflusskampf der Grossmächte entziehen. Nichts sei geeigneter, diese einigende Aufgabe zu erfüllen als der christliche Gedanke.

Die christlichen Politiker und Parteien haben sich durch diesen Schritt wieder einmal als Träger einer ordnenden Kraft erwiesen, die gewillt ist, die Lösung der verworrenen internationalen Probleme in positiver Richtung zu suchen. Es dürfte heute als eine allgemein anerkannte Wahrheit gelten, dass nicht nur die nicht aufgehörenden Wirren des Karpato-Donauraumes, sondern auch die Erschütterung des europäischen Gleichgewichtes grösstenteils Folgen der Zerstörung der Doppelmonarchie waren. Jede Bestrebung, die sich dem Aufbau einer neuen, den ganzen mitteleuropäischen Raum umfassenden Ordnung widmet, ist darum nur zu begrüssen.

## Buchbesprechungen

**Sawicki Franz: Lebensanschauungen moderner Denker.** Bd. I. Kant und das XIX. Jahrhundert. F. Schöningh, Paderborn 1949, Kleinoktav. 362 Seiten. DM 6.80.

**Brunner August: Die Grundfragen der Philosophie.** Herder, Freiburg 1949. Kleinoktav, 341 Seiten, 3. Auflage.

Die Hauptfragen philosophischer Weltanschauung, im letzten Kern wohl immer dieselben bleibend, werden doch von jeder Zeit und von verschiedenen führenden Philosophen so verschiedenartig nuanciert und empfunden, dass das philosophische Gespräch zwischen Gelehrten und zwischen Generationen nicht selten wie ein Aneinander-vorbei-reden anmutet. Demgegenüber ergänzen die beiden vorliegenden handlichen Bändchen einander trefflich wie Frage und Antwort. Sawickis Art, die Lehren — auch die «krausen» Lehren — von Männern, die das weltanschauliche Denken bis heute nachhaltig formten, dem Verständnis zu erschliessen, lässt auch die von diesen Männern mitbestimmten modernen Frageweisen leichter begreifen. Brunners «systematischer Aufbau» einer Philosophie bietet auf alte und neue Fragen gediegen unterbaute, aus langjährigem Durchdenken scholastischer Lehre und moderner Problematik erwachsene Antwort.

Die philosophiegeschichtlichen Monographien Sawickis fanden schon in den früheren Auflagen viel verdiente Anerkennung. In der Neuauflage behandelt dieser erste Band die Lehren von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche, die durch ihre Gedankenleere wirk-

mächtige Scheinphilosophie Hackels und die heute mancherorts etwa vergessene Gegenlehre Euckens. Der Verfasser versteht es, aus den schillernden Vielerlei und dem manchmal verwirrenden Dunkel von Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts das Wesentliche verständlich herauszuarbeiten. Das jeweils Berechtigte in Lehre oder Fragestellung tritt dabei sachlich hervor, ohne dass sich der Verfasser in blindes Loben und Nachlaufen verliert. Die ja ebenfalls notwendige negative Kritik wahrt immer die christliche Vornehmheit der Form und ist doch für den besinnlichen Lesenden deutlich richtungweisend. Für zu rasche Leser und Anfänge möchten wir sie da und dort, unbeschadet der edlen Form, kräftiger unterstrichen sehen. Mit Spannung darf man nun auf Sawickis Darstellung der Gegenwartsphilosophie warten, die das nächste Bändchen bringen soll.

Brunners Werk behandelt zunächst, in origineller Weise von einer Sinnanalyse der Sprache ausgehend, die Probleme der Erkenntnislehre dann die Hauptfragen allgemeiner Seinslehre, die «empirischen Seinsstufen» (Mensch als Person, die Stufen des Geistigen, des organischen Leben und des Anorganischen in Raum und Zeit), die Philosophie der Wissenschaft und Kunst, die natürliche Gotteslehre und die Grundfragen der Ethik. Es bedurfte der Meisterschaft des Verfassers, um diese reich Fülle des Stoffes in verhältnismässig knappem Raum so gründlich und nicht nur in schulbuchmässig-diktatorischen Behauptungen zusammenzufassen. Mancher kleine Satz enthält eigentlich eine Theorie und Thesen wünschenswerte breitere Darlegung z. T. in anderen Arbeiten d

Verfassers geboten wird. So sei auf Brunners Buch «Erkenntnistheorie»,<sup>1)</sup> ferner auf die philosophische Handbuchsammlung des Herderverlages «Mensch, Welt, Gott» (die hoffentlich erhalten und weitergeführt wird!) verwiesen. Brunners «systematischer Aufbau» zeichnet sich aus durch die selbständige Reife eines klaren und sorgsam abwägenden Denkens und Urteilens, wie durch die überlegen schlichte, aller manierten Sucht nach «Sprachschöpferei» abholde Schreibweise. Besonders seien die Ausführungen über den «Menschen als Person» und die «geistigen Seinstufen» hervorgehoben. Von seinen Lesern verlangt das Buch ernsthaftes Mitdenken. Wer dazu bereit ist, findet eine vorzügliche Führung in das Gebiet des philosophisch-weltanschaulichen Wissens. Prof. A. Willwoll

**Hessen Johannes: Existenzphilosophie.** Thomas-Morus-Verlag Basel, 1948. 120 Seiten, kartoniert Fr. 5.50.

Der Verfasser setzt sich in einer negativ-kritischen Phase mit den Interpretationen der modernen Existenzphilosophie auseinander, wie sie durch Kierkegaard und Nietzsche begründet wurde. Unter den Stichworten: Nihilistische Existenz, Dionysische Existenz und Tragische Existenz werden die Grundlagen des modernen Nihilismus und Skeptizismus, der Nietzsche'schen Lebensphilosophie und der Heideggerschen Analytik des Daseins angedeutet und zugleich von der Basis der Logik und Ethik her als unzutreffend verworfen, um nach dieser kritischen Betrachtung zur Philosophie des menschlichen Daseins auf den Boden einer christlichen Wertphilosophie überzuleiten. Das Wesen des Menschen wird in Dialektik zu Heideggers «Sein zum Nichts» als «Sein zum Wert» begriffen und in den Kosmos der ethischen Werte des Guten, Wahren und Heiligen eingeordnet. Christliche Existenz ist somit «Sein aus Gnade». Die sittlichen Intentionen, die dem Bändchen zugrunde liegen, sollen ein Beitrag zur christlichen Erneuerung unserer Zeit sein.

**Schleyer Franz L.: Die Stigmatisation mit den Blutmalen.** Biographische Auszüge und medizinische Analyse. Hannover 1948, Schmorl-Seeefeld, 154 S.

Die Frage nach der Entstehungsweise von Stigmata (Nachbildungen der Passionswunden des Herrn) ist von Medizinern und Theologen nicht selten besprochen worden. Es handelt sich dabei weniger um die ja nicht rätselhaften Fälle, in denen jemand sich selbst künstlich, auf bewusste Weise oder in nicht vollbewusstem «Nachhelfen», aus guter oder aus betrügerischer Absicht Verwundungen zufügte. Wo solche künstliche Hervorbringung von Stigmata ausgeschlossen ist, wird ihre Entstehung auf verschiedene Weise gedeutet. Die «rein übernatürliche» Erklärung durch Wunder führt die Stigmata auf göttliche, unmittelbar auf den Körper ausgeübte Einwirkung zurück. Die «rein natürliche psychogenetische» Deutung nimmt an, dass die «plastische» Wirkkraft der Seele über den Körper in Fällen eines ganz aussergewöhnlich gesteigerten seelischen Miterlebens mit der Passion des Herrn in einem für solchen Einfluss konstitutionell besonders empfindlichen Körper nicht nur kleinere Blutungen usw., sondern auch wirkliche Stigmata bewirken könne. Gegen das Ehrfurchtgebietende des religiösen Erlebens und gegen den Persönlichkeitswert stigmatisierter Mystiker wird mit dieser Annahme nichts präjudiziert. Von theologischer Seite wird eine dritte Auffassung vorgelegt: Sie nehmen die «psychogenetische Entstehungsweise» an, betonen aber zugleich, dass das so mächtige seelische mystische Erlebnis die natürlichen seelischen Fähigkeiten übersteige und deren übernatürliche Überhöhung voraussetze. Schleyer will nicht den ganzen Komplex der Fragen über die Stigmatisationen behandeln, sondern sich auf die «medizinisch-deskriptive» Betrachtung der Stigmata im engeren Sinn (Nachbildung der heiligen fünf Kreuzwunden Christi) und Blutweinen beschränken. Er bietet zunächst 63 Berichte über stigmatisierte Frauen von Ozzano von Vouzy im Beginn des 10. bis zur Holländerin Johanna Gorissen im 20. Jahrhundert. (Die Zahl aller beglaubigten und echten Stigmatisationen in diesen 1000 Jahren schätzt er auf höchstens hundert. Die seit Imbert-Gourbeyre vielfach übernommene Zahl 321 erklärt er als übertrieben und auf Kritiklosigkeit Imberts beruhend.) An die Berichtsammlung schliesst sich die «medizinische Analyse»: die bei diesen Stigmatisierten medizinisch zu beobachtenden Phänomene werden zusammengefasst und mit analogen Phänomenen bei verschiedenen Krankheitsformen verglichen. Das Urteil über diesen Abschnitt muss dem Fachmediziner vorbehalten bleiben. An breitere Leserkreise wenden sich wieder die letzten Kapitel: Hier kommen die sowohl unter Theologen wie unter Medizinern beträchtlich voneinander abweichenden Erklärungsweisen zum Wort, und es werden zahlreiche Literaturhinweise geboten.

Ernstes naturwissenschaftliches Forschen nach Möglichkeiten und Reichweite «natürlicher Erklärungen» der aussergewöhnlichen Tatsachen von vorneherein als «naturalistische Voreingenommenheit» abzutun oder zu verdächtigen, wäre unverständig und entspräche schwer-

lich dem von der Kirche gegebenen Vorbild umsichtiger Prüfung von Wunderberichten. Je mehr andererseits über die medizinischen Teilfragen hinaus der «Gesamtkomplex eines Stigmatisations-Problems» zur Erörterung steht, z. B. die Fragen nach persönlicher Heiligkeit oder Nichtheiligkeit, nach religiöser Echtheit mystischen Erlebens, allgemein die «Quaestio historica, philosophica, theologica», desto mehr wird jeder Einzelfall seine individuelle, alle Seiten des Problems berücksichtigende und, der Praxis der Kirche gemäss, sorgfältig abwägende Prüfung heischen. Prof. A. Willwoll.

**Lumen Vitae.** Internationale Zeitschrift für religiöse Bildung, 27, rue de Spa, Bruxelles.

Lumen Vitae, das internationale Zentrum für religiöse Bildung ist vor dem zweiten Weltkrieg aus dem Bedürfnis heraus gewachsen, die Probleme der religiösen Erziehung und Bildung auf breiter Basis zu besprechen und neue, der modernen Zeit angepasste Lösungen zu finden. Vorerst in bescheidenem Rahmen konnte sich das Werk im Laufe der Jahre, besonders nach dem zweiten Weltkrieg namhafte Autoren diesseits und jenseits des grossen Wassers als ständige Mitarbeiter sichern. Lumen Vitae erwarb sich vor allem grosse Verdienste durch die Herausgabe eines fünfbandigen Religionsbuchs für die Mittelschulen, das bereits auf englisch, spanisch, italienisch und portugiesisch übersetzt und in mehreren Ländern als offizielles Lehrbuch eingeführt wurde. Das Zentrum in Brüssel bemühte sich auch mit Erfolg den Stand des catechetischen Unterrichts in aller Welt festzuhalten, die neuesten Werke in dieser Hinsicht kritisch in einem Buche zu würdigen: «Où en est l'enseignement religieux?»

Vierteljährlich gibt das gleiche Zentrum eine Zeitschrift für religiöse Bildung «Lumen Vitae» heraus, ca. 170 S. stark, in der vor allem Probleme des Umwelteinflusses auf das religiöse und moralische Leben in den verschiedenen Ländern der Welt behandelt werden. Zuerst viersprachig in der Ausgabe, erscheinen nun vorläufig zwei parallele Ausgaben, französisch und englisch.

Die letzten Nummern kamen als Spezialhefte heraus und sind als solche auch einzeln zu beziehen. Die Spezialnummer vom Dezember 1949 befasste sich mit dem Problem der gemischten Ehe in Beziehung mit dem religiösen Leben. Autoren aus Holland, Amerika und der Schweiz geben eine eindringliche Darstellung der Mischehen und weisen auf die Notwendigkeit einer wirklich persönlichen religiösen Bildung und einer methodischen Aktion auf das Milieu hin, neue Probleme für weitere Forschungen erwachsen aus dieser Zusammenschau. Betrachtungen und praktische Anregungen für das Gebetsleben der Erwachsenen und Kinder aus der Feder von Fachmännern aus Deutschland, Frankreich und England und schliesslich ein Gesamtüberblick über die religiöse Bildung in Frankreich und Irland vervollständigen diese reichhaltige Nummer.

Die Spezialnummer Januar-März ist den Fragen der Staatsschulen und der christlichen Bildung gewidmet. Eine gut fundierte Studie, wie man der christlichen Jugend eine religiöse Bildung sichern kann, um den Lockungen des Materialismus zu widerstehen. Eine Serie von Mitteilungen aus zehn verschiedenen Ländern Europas, Amerikas und Ozeaniens zeigt uns das gegenwärtige Milieu der Staatsschulen. Wünsche werden laut, Projekte werden durch internationale Organisationen oder durch Erzieher und Juristen ausgearbeitet. Hervorragende Autoren sagen uns welch Geistes und Zweckes der Religionsunterricht an der neutralen Staatsschule sein muss. Diese Nummer schliesst mit der Beschreibung einiger besonders interessanter Verwirklichungen in der Kirche Englands, in der orthodoxen und römisch-katholischen Kirche.

Die neueste Spezialnummer befasst sich mit den Problemen des catechetischen Lehrbuches in aller Welt und gibt eine internationale Schau von Verwirklichungen und Aufgaben wie sie in ihrer Art einmalig ist und reiche Anregungen bieten kann.

Dieser unvollständige Ueberblick über das Schaffen des internationalen Zentrums «Lumen Vitae» zeigt uns das segensreiche Wirken für die religiöse Bildung und die hohe Aktualität einer solchen Arbeit für die grossen Interessen der katholischen Weltkirche. (In der Schweiz kann «Lumen vitae» abonniert werden zum Preise von Fr. 17.— bei C. C. P. Lumen vitae: II c 1621 Sion. Zum Zwecke einer weiteren Verbreitung können die Spezialnummern (250 S.) stark separat gekauft werden. Preis Fr. 7.—.)

**Herausgeber:** Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

**Inserten-Annahme:** Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

**Abonnementspreise:** Schweiz: Jährl. Fr. 9.80; halbjährl. Fr. 5.20. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxembourg: Jährl. bFr. 140.—, Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Comptes Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 10.50; halbjährl. DM 5.50. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährlich Kr. 18.—, Einzahlungen an P. J. Stühli, Ryesgade 26, Aarhus. — Frankreich: Jährl. fFr. 320.—, Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht/Rh., c/c. No. 86047.

**BURCH - KORRODI**

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte



**VENTILATOR AG. Stäfa zh**

Telephon (0.51) 93 0136

**KIRCHENHEIZUNGEN  
RAUMLÜFTUNGEN**

LEONARD VON MATT

# ROM

Ein zweibändiges Standardwerk in Grossformat mit zusammen  
600 Bildseiten, 16 Farbtafeln und 300 Seiten Text.

**BAND I IST ERSCHIENEN**



LEONARD VON MATT

## DIE KUNST IN ROM

NZN VERLAG ZÜRICH

**BAND II «PAPSTTUM UND VATIKAN»**  
erscheint auf Weihnachten. Bis Ende 1950 kann das Werk  
ZU FOLGENDEN VORZUGSPREISEN BESTELLT WERDEN

### STANDARDAusGABEN

Bei Bestellung des Gesamtwerkes (zwei Bände mit zusammen  
600 Bildseiten, 16 Farbtafeln und 300 Seiten Text)

Leinen: Fr. 60.— pro Band, oder in sechs Monatsraten à  
Fr. 11.—

Halbpergament: Fr. 100.— pro Band, oder in sechs Monats-  
raten à Fr. 18.50.

### EINZELBÄNDE

Leinen: Fr. 66.—, oder in sechs Monatsraten à Fr. 12.20.

Halbpergament: Fr. 111.—, oder in sechs Monatsraten à  
Fr. 20.50.

### BIBLIOPHILE AUSGABEN

Prachtausgabe A (beschränkt auf 30 Exemplare) Nummer  
1—30: Eindruck des Namens des Bestellers, Textdruck  
auf eigens für diese Ausgabe hergestelltes echtes Büt-  
tenpapier mit Wasserzeichen, Illustrationsdruck auf

## DIE ERSTEN URTEILE

*Würde man die in diesem Heiligen Jahre erschienenen Rom-  
bücher zusammenstellen und miteinander vergleichen, so würde  
bestimmt ein Werk aus der grossen Zahl hervorstechen: es  
ist der herrliche, vor einigen Tagen im NZN-Verlag Zürich  
erschienene Romband.*

*Das Werk, das den Kunstwerken Roms gewidmet ist, hat eine  
so glänzende druck- und buchtechnische Ausstattung erhalten,  
dass es selber ein Kunstwerk darstellt.*

*Ein Buch über die kulturelle Substanz dieser Stadt zu photo-  
graphieren und zu schreiben, war eine schöne Aufgabe, und sie  
ist grossartig gelöst worden.*

*Die Bilder sind glänzend gedruckt, ganzseitig und von gewal-  
tiger Prägung und Schönheit. Der Text, eng mit den Bild-  
themen verknüpft und diese dokumentierend, entwickelt in  
seinem Ablauf die ganze Geschichte und ihre Kultur, die im  
Papsttum gipfelt, dessen Dasein unzertrennlich mit Rom ver-  
knüpft ist.*

*Der zum Heiligen Jahr erschienene Band über die Kunst in  
Rom ist das jedem zugängliche Geschichts- und Schaubuch,  
das die Ewige Stadt als einzigartigen Triumphbogen der  
abendländischen Kultur vorführt und in der Fülle aller Tafeln  
sich selber wie ein Triumphbogen über die römischen Kost-  
barkeiten spannt.*

*Die Photos sind grossenteils einmalig, denn sie sind nur in  
der Art, wie die Objekte gesehen wurden, phototechnisch ein-  
wandfrei. Vor allem ist die glänzende Auswahl des Bilder-  
materials hervorzuheben.*

*Trotz des Titels «Die Kunst in Rom» ist dieses Rombuch kein  
Fachwerk der Kunst. Es ist bedeutend mehr: Es ist eine äus-  
serst eindrucksvolle Apologie der katholischen Kirche anhand  
der heidnischen und christlichen Kunstwerke, die in der ewi-  
gen Stadt gehütet werden.*

*Ein Werk von bleibendem Wert für weiteste, nicht nur katho-  
lische Kreise, denn es zeigt die Wirklichkeit des Geistes Gottes  
und dessen Sieghaftigkeit über Menschengestalt und irdische  
Macht.*

*Ein prachtvolles Werk. Wer in Rom studieren durfte, wird  
fast etwas Heimweh bekommen beim Anblick dieser herrlichen  
Photos.*

*Mit grosser Freude habe ich heute in Rom das Erscheinen des  
ersten Bandes Ihres Werkes «Rom» festgestellt. Angehörige  
verschiedener Nationen haben den aufgelegten Band mit heller  
Begeisterung betrachtet.*

*Es ist ein einzigartiger Genuss, sich in die Bilder dieses herr-  
lichen und grossartigen Verlagswerkes zu vertiefen. Ich könnte  
mir als Andenken an meinen Aufenthalt in Roma aeterna  
und als Erinnerung an das Heilige Jahr 1950 nichts Wert-  
volleres und Schöneres denken!*

speziell für diese Ausgabe gewählt Kunstdruckpapier,  
Einband in Ganzpergament, antik, Kopfgoldschnitt  
und Goldprägung auf Deckel und Rücken.  
Fr. 375.— pro Band.

Prachtausgabe B (beschränkt auf 50 Exemplare) Nummer  
31—80: Eindruck des Namens des Bestellers, Text-  
druck auf Bütten Van Gelder Zonen, Illustrationsdruck  
auf ausgewähltes Kunstdruckpapier, Einband in Ganz-  
pergament, antik, Kopfgoldschnitt und Goldprägung  
auf Deckel und Rücken. Fr. 290.— pro Band.

Prachtausgabe C (beschränkt auf 400 Exemplare) Nummer  
81—480: Textdruck auf Zerkall-Bütten, Illustrations-  
druck auf ausgewähltes Kunstdruckpapier, Einband  
Halbleder, Maroquin, Deckelüberzug Romabütten, Kopf-  
goldschnitt und Goldprägung auf Deckel und Rücken.  
Fr. 160.— pro Band.

Die Umsatzsteuer ist in den Preisen nicht inbegriffen.  
Verlangen Sie den ausführlichen, reich illustrierten Gratis-  
prospekt. Durch alle Buchhandlungen.

**NZN-VERLAG ZÜRICH**